Leipzig Hauptbahnhof 1981/82

Helga Paris

Der Katalog, der 2004 zur Ausstellung des Werks von Helga Paris im Hannoveraner Sprengel Museum erschien, ist bislang der umfangreichste Überblick über das Schaffen der Berliner Fotografin. Doch vollständig ist er nicht. Die Vorbereitung der Ende 2019 in der Berliner Akademie der Künste gezeigten Helga-Paris-Schau förderte eine vergessene Serie ans Tageslicht, die nun bei Spector Books erschienen ist. Die lichtvollen schwarz-weißen Aufnahmen entstanden Anfang der 80er Jahre im Leipziger Hauptbahnhof, zeitlich parallel zur Arbeit „Berliner Jugendliche" und kurz vor „Halle, Diva in Grau" – eine „Flaschenpost aus der Tiefe der jüngeren Geschichte", wie Herausgeberin Inka Schube schreibt. Die Fotos sind aber mehr als das Dokument einer untergegangenen Gesellschaft. Die Bilder sind auch

das Porträt eines Bahnhofs, kurz bevor dieser Gebäudetypus verschwand, da, wie in vielen kleineren Städten, betriebstechnisch überflüssig und ökonomisch nicht verwertbar, oder aber zum Einkaufszentrum mit Gleisanschluss umfunktioniert – so in Leipzig geschehen. Ein solcher Umbau, das zeigen diese Bilder deutlich, bringt nicht nur neue Oberflächen, neue Kunstlichtinszenierungen, neue Farben mit sich, nein, er ändert auch radikal die Stimmung, die Mischung der Menschen, die solch ein Gebäude nutzen, ihr Verhalten bzw. die Orte, die dieses fördern oder unterbinden. Architekten sei „Leipzig Hauptbahnhof 1981/82" daher ans Herz gelegt: als die lebensnahe Untersuchung einer Typologie, wie sie in dieser Reinheit heute kaum mehr anzutreffen ist. **ub**

Leipzig Hauptbahnhof 1981/82
Helga Paris
Hg. von Inka Schube
144 Seiten mit 80 Abbildungen, 20 Euro
Spector Books, Leipzig 2020
ISBN 978-3-95905-324-2

Hans Scharoun im Ruhrgebiet

Entwerfen und Bauen für das Leben

Dieses Buch ist, abgesehen von der äußeren Form eines broschierten Bandes im handlichen Format, anders als gewohnte Architekturbücher. Die Herausgeber des Sammelbandes sind zwar Architektur-Kundige, aber in erster Linie Aktivisten einer bürgerschaftlichen Bewegung zum Erhalt von drei Bauwerken, die alle drei vor gar nicht langer Zeit noch stark gefährdet waren. Vernachlässigung, Geldmangel, Unverständnis, rationalistische Schulpolitik, Entfremdung – der schleichende Niedergang der beiden Schulkomplexe in Marl und Lünen und der kleinen Johanneskirche in Bochum, die nach den Plänen des Berliner Architekten Hans Scharoun gebaut worden sind, hatte viele Ursachen (Bauwelt 25.2013, 25. 2016). Das Buch nun, das über die Bauten nähere Auskunft gibt, will kein wissenschaftlicher Werkbericht sein und gibt doch vielfältige erhellende Einblicke. Es fragt nach Ursachen und Wirkungen, es dokumentiert den Prozess einer Bewusstwerdung und spart nicht mit harscher Kritik an gedankenlosem Pragmatismus von Verwaltungen. Es ist zugleich objektiv und sehr persönlich. Und es ist Frucht der gemeinsamen Anstrengungen von vielen Menschen und Institutionen, die zur Sicherung der Bauwerke und jetzt auch zum Inhaltlichen wie finanziellen Gelingen der Publikation beitrugen.

In der minutiösen Beschreibung der Entwurfspraxis für die heute so benannte Scharoun-Schule in Marl führt Michael Hellgardt, 1962–72 Mitarbeiter im Büro Scharoun und Projektleiter für ebendiese Schule, aus: „Über Scharoun ist viel geschrieben worden. Der Schwerpunkt lag dabei auf den Programmen, Errungenschaften und Verheißungen organischer Architektur, dem, was Scharoun entwarf, aber nicht dem Wie der Methode … ebenso wenig ist geschrieben worden, wie seine Entwürfe gebraucht wurden, und schon gar nicht über die Bedeutung, die Scharouns Werk heute, nach gut 60 Jahren … hat oder haben könnte." Diese fast beiläufige Feststellung mitten im Buch beschreibt das Programm der Publikation sehr treffend. Die Einordnung der Projekte im Ruhrgebiet in das Gesamtwerk ist knapp gefasst – außer den drei ausgeführten Bauten werden zwischen 1919 und 1971 zehn prominente Wettbewerbsbeiträge erläutert, darunter ein Entwurf für den Hauptfriedhof in Dortmund, die „Wiese" und später das Musiktheater in Gelsenkirchen, das Rathaus Marl. Insgesamt seien 14, möglicherweise 15 Projekte für Standorte im Ruhrgebiet (24 in ganz NRW) erarbeitet worden. Programmatische Titel verschiedener Textbeiträge über „Stadtlandschaft, Wohnzelle und Weg" von Manfred Walz, über den Raum als „dritter Pädagoge" von Günter Braunstein oder „Von der ‚Kirche als Fels' zur ‚Kirche als Zelt'" von Tom Tritschel eröffnen vielseitige Perspektiven auf die Bauwerke im Kontext der Stadt bis in die Details der Raumordnungen und Materialien. Anschaulich werden die Textbeiträge dort, wo von den Chancen, aber auch Begrenzungen der denkmalgerechten Sanierung berichtet wird und davon, wie selbstverständlich sich diese sprichwörtlich in die Jahre gekommenen Baukomplexe den heutigen pädagogischen Konzepten und Nutzungskombinationen anpassen. Nicht zuletzt lassen die praxisbetonten Beobachtungen der Schulleiter in Marl und Lünen und des Pfarrers aus Bochum erahnen, was das Geheimnis der Scharoun'schen Architektur ausmacht: „Statt Perfektion Improvisation, die den Weg der Entwicklung offenhält", zitiert Tritschel den Baumeister selbst anlässlich der Verleihung des Erasmus-Preises in Rotterdam 1970. **Gudrun Escher**

Hans Scharoun im Ruhrgebiet
Entwerfen und Bauen für das Leben
Hg. von Manfred Walz, Peter Strege, Hartmut Dreier
279 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 19,95 Euro
Berlin Story Verlag, Berlin 2017
ISBN 978-3-95723-128-4

Hans Scharoun und die Entwicklung der Kleinwohnungsgrundrisse

Die Wohnhochhäuser Romeo und Julia 1954–1959

Ein Buch – zwei Titel? Das Titelbild legt eine Verschränkung der beiden Themen nahe, darstellend die Schrägsicht in ein Modell einer – unmöblierten – Wohnung entsprechend der auf S.12 gezeigten – möblierten – Grundrisszeichnung aus dem Büro Scharoun, im Buch bezeichnet als das „Fundstück" und wohl Auslöser der wissenschaftlichen Untersuchung, auf der das Buch basiert. Die Zeichnung gehört zu dem sehr umfangreichen Werkarchiv, das Hans Scharoun noch selbst 1972 dem Archiv der Akademie der Künste in Berlin übergab als Grundstock eines dort aufzubauenden Architekturarchivs. Dieser Bestand und weitere Archive in Berlin boten das Material für die Untersuchung durch Ulrike Tillmann und Markus Peter, ETH in Zürich. Dort im Verlag Park Books ist nun auch das Buch erschienen.

Im seinem schlanken Hochformat von 23 x 33 cm passt es, wie ich feststellen musste, in meine genormten Regale gerade nicht mehr stehend rein – so wenig wie der genannte Grundriss bzw. seine Vorphasen in die Wohnbaunormen nach dem Zweiten Weltkrieg. Deshalb gab es keine Fördermittel für Mietwohnungen im geplanten Hochhaus, Bauunternehmen und Architekt mussten für Eigentumswohnungen umplanen. Was die

Autoren in sechs ausführlich bebilderten und minutiös mit Fußnoten ergänzten Textkapiteln ausbreiten, bietet einen umfassenden und weit reichenden Einblick in die Überlegungen zum Wohnen auf kleiner Fläche vor bald hundert Jahren, denn die Wohntypen in den Stuttgarter Hochhäusern Romeo und Julia waren Konkretisierungen einer jahrzehntelangen Beschäftigung Scharouns mit der Wohnung als Lebensraum. Vor, zwischen und nach den Textkapiteln sind drei Bildteile eingefügt, eingangs über 50 Seiten Planzeichnungen aus dem Archiv auf Dünndruckpapier, in der Mitte „historische" schwarz-weiß Fotos der Wohnhochhäuser im Modell, im Bau und im fertigen Zustand sowie am Ende ein Konvolut „zeitgenössischer", undatierter Fotos des Schweizer Fotokünstlers Georg Aerni. [Zwischenfrage: zeitgenössisch zu was, warum diese Nachlässigkeit bei so viel Akribie an anderer Stelle? Aus der Vermutung, dass die Blendscheiben an den auskragenden Balkons nicht mehr wie ehedem aus Kunststoff zu bestehen scheinen, sondern aus Alublech wie seit einer jüngeren Renovierungsphase, legt einen terminus postquem nahe, andererseits zeigen helle Putzfassaden um hochliegende Fenster am Haus Romeo die typischen Drecknasen, wie sie der feinstaubbelastete Regen in Stuttgart über die Zeit verursacht.] Einige der historischen Fotos zeigen auch eine der Wohnungen, aber keine der Regelwohnungen auf den Etagen, sondern nur eine der Atelierwohnungen auf dem Dach des Hauses Romeo, im Text bezeichnet als „Scharouns Wohnung" [hat er sie selbst eingerichtet, lebte, arbeitete er dort von wann bis wann? Hier ein terminus postquem das Plakat für die documenta 59 an einer Glastüre].

Scharoun'sche Vorstellungen des Wohnens waren immer an die Möblierung geknüpft. Sie konkretisieren sich nicht in statischer Flächenteilung oder gar der Fensterverteilung in Fassaden, sondern im Bewegungsfluss der Menschen in den Räumen, im Hin und Her zwischen Schlafen, Versammeln um den großen Tisch, stillem Arbeiten in der Nische, zwischen Kinderbereich, Küche und Bad, festgehalten in Bewegungslinien. Seine Ziele formten sich in der Auseinandersetzung mit Positionen von Zeitgenossen wie Hugo Häring oder Alexander Klein und dessen graphischen Verfahren zur Bewertung von Kleinwohnungsgrundrissen, eingebettet in sozial-philosophische Bewertungen der Zeit. Insbesondere die Ausführungen zur Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen lassen erahnen, wie viel Fachwissen über die Jahrzehnte seither verloren ging. Die unorthodoxen Grundrisse in Stuttgart resultieren schließlich daraus, dass der Raumbedarf durch Ausweiten der Außengrenze zum „Sägezahn" bei gleichzeitigem Zugewinn an Freisitzen auf Balkonen gedeckt wurde. Eine anfangs breite Palette an Wohntypen bis hin zum Duplex musste unter der Maßgabe der Verkäuflichkeit schließlich stark eingeschränkt werden.

Trotz der Ausführlichkeit bleiben Fehlstellen im Buch. So erläutert der Text zwar, warum Scharoun hier im neuen Stadtteil Zuffenhausen aus städtebaulicher Sicht für Wohnhochhäuser plädierte und wie sie gebaut wurden (nicht im damaligen Standardverfahren des Skelettbaus, sondern aus Mauerscheiben!), nicht aber warum es ausgerechnet Phallus und offene Blüte sein mussten und wer dafür die Namen Romeo und Julia erfunden hat. Die Tatsache, dass Romeo den Typus mit Mittelgang und Auffächerung zu beiden Seiten darstellt und Julia den Laubengangtyp mit Auffächerung im – nicht ganz geschlossenen – Kranz ringsum dürften nicht als hinreichende Gründe überzeugen. Zudem fehlen bei den neuen Fotos, denen in wohl bewusst blasser Farbigkeit ein leichter Grauschleier anhaftet und die z.T. verschiedene Ausschnitte derselben Aufnahme darstellen, Einsichten in Wohnungen gänzlich. Das heißt, nirgends in dem Buch erfahren wir Heutigen, wie wir uns so eine Wohnung jenseits von Grundrissen dreidimensional und realiter vorzustellen haben – auch die nachgedruckten zwei Farbseiten aus der Zeitschrift „Film und Frau" von 1959 zeigen offenbar nur das Dachatelier. Schlussendlich fehlen in den Texten auch alle Hinweise auf das weitere Schicksal der Gebäude. Wie sind sie über die Zeit gekommen und vor allem: Haben sich die eigenwilligen Scharoun'schen Kleinwohnungsgrundrisse in der Lebenspraxis der Wohnungseigentümer bewährt? Erst mit einem solchen Ausblick könnte all das, was die penible wissenschaftliche Recherche zuvor zu Tage gefördert hat, für heute wieder aktuelle Fragestellungen fruchtbar werden. Die Grundrisse und die Wohnhochhäuser konnten, wie mir scheint, in diesem Buch doch nicht zusammen kommen.
Gudrun Escher

Hans Scharoun und die Entwicklung der Kleinwohnungsgrundrisse
Die Wohnhochhäuser Romeo und Julia 1954–1959
Von Markus Peter und Ulrike Tillmann
232 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 58 Euro
Park Books, Zürich 2020
ISBN 978-3-03860-156-2